



TAGUNG

Jenseits von Kuppel und Minarett. Sakralbauten und Moscheekonflikte

Simone Hübener

Seit Monaten greifen Fachpresse und Publikumsmedien das Thema Moscheebau mit zum Teil reißerischen Schlagzeilen auf. Die interdisziplinäre Tagung „Sakralbauten und Moscheekonflikte“, die Anfang Mai in Essen stattfand, wollte zu sachlicher Information und Diskussion zurückkehren. Es trafen sich Kulturwissenschaftler, Juristen, Architekten und politische Entscheidungsträger.

In Deutschland werden in den kommenden Jahren Dutzende neuer Moscheen entstehen. Rund vier Millionen hier lebende Muslime sind nicht länger gewillt, sich mit der Situation der „Hinterhofmoscheen“ zufriedenzugeben. Sie streben nach repräsentativen Bauwerken, um ihren Glauben offen und selbstbewusst leben und darstellen zu können. Bei vielen Nicht-Muslimen verursacht dieser Wunsch Unbehagen. In Essen-Altendorf etwa soll eine leerstehende Schuhfabrik in ein islamisches Zentrum mit Sportstätten, Bibliothek, Café und Sprachschule umgebaut werden. Eine Exkursion zur künftigen Baustelle mit Oylar Saguner, dem Architekten, Gerd von Oepen, einem Vertreter der Bürger-„Initiative Altendorf“, und Klaus Wermker, dem Leiter des Büros für Stadtentwicklung, bildete den Auftakt der vom Kulturwissenschaftliche Institut Essen (KWI) zusammen mit freiO4-publizistik aus Stuttgart veranstalteten Tagung. Gleich an diesem ersten Fallbeispiel wurde deutlich, wie verhärtet die Fronten sind. Und immer die gleichen Punkte bieten Zündstoff: Kuppel und Minarett. Dabei spielt die Höhe von Kuppel und Minarett für die Gegner eine völlig untergeordnete Rolle. Sie sehen in den beiden architektonischen Elementen grundsätzlich einen Machtanspruch der Muslime und befürchten eine „Überfremdung“ ihres Stadtteils. Für die meisten Muslime aber ist eine Moschee erst mit Minarett eine vollwertige Moschee.

Wie Brun-Otto Bryde, Verfassungsrichter am BVG in Karlsruhe, in seinem Vortrag ausführte, gesteht die Religionsfreiheit Muslimen eindeutig das Recht zu, Moscheen zu bauen. Einzige Voraussetzung: die Einhaltung der Baugesetze. Auf eine rein baurechtliche Ebene allerdings kann dieser Konflikt kaum reduziert werden. Da sich der Islam als Religion, Lebensauffassung und Wertesystem versteht, bekommt die Auseinandersetzung eine gesellschaftliche Dimension, sie schürt Ängste und offenbart die politischen Versäumnisse der letzten Jahrzehnte.

Zurück zur Architektur: Moscheen sind keinem einheitlichen Formenkanon unterworfen. Im asiatischen Raum zum Beispiel erinnern sie mehr an buddhistische Tempel, ihre Minarette an die Geschlechtertürme von San Gimignano. Und die allererste Moschee war keineswegs ein repräsentativer Bau: Das Wohnhaus des Propheten Mohammed wurde zur Gebetsstätte umgebaut. All der weltweit schier unerschöpflichen Formenvielfalt zum Trotz wird hierzulande in der Regel die osmanische Kuppelmoschee mit Zentralkuppel und Minarett als Vorbild favorisiert. So nimmt es nicht wunder, dass Moscheeneubauten und -entwürfe vergleichsweise einheitlich daherkommen. Der Formenkanon von Kirchen und

Synagogen ist eigentlich viel stärker reglementiert, und dennoch beobachtet man gerade dort eine größere Differenzierung. Markus Allmann stellte zu diesem Thema die im Jahr 2002 eingeweihte Herz-Jesu-Kirche in München vor, ein großer Glaskubus, der auf den ersten Blick nicht mit den traditionellen Vorstellungen von einem Gotteshaus vereinbar zu sein scheint, aber die räumliche Grundlage für neue Liturgie-Formen darstellt. Er soll die durchaus vorhandene Bereitschaft der katholischen Kirche signalisieren, neue Wege zu gehen (Heft 47.00).

Paul Böhm präsentierte seine Pläne für die neue Ditib-Zentralmoschee in Köln-Ehrenfeld, ein repräsentativer Großbau für 1200 Gläubige mit Gewerbeeinheiten, Veranstaltungsräumen, Sportstätten und Bibliothek mit Café (Heft 37.07). Der Bauantrag ist gestellt, die Abbrucherlaubnis für die Bestandsgebäude liegt vor. Ganz aktuell gibt es neuen Streit – um die Innenraumgestaltung. Böhm ist davon überzeugt, dass die zeitgenössische Sprache des Äußeren im Innern fortgeführt werden muss, die Ditib als Bauherr hingegen möchte den Gebetsraum traditionell ausmalen lassen.

Eines der wenigen auch architektonisch gelungenen Beispiele einer neuen Moschee in Deutschland (wenn nicht bislang das einzige Beispiel) steht im bayerischen Penzberg. Der aus Bosnien-Herzegowina stammende Architekt Alen Jasarevic entwarf für das Islamische Zentrum ein schlichtes Gebäude, das sich selbstbewusst in seine Umgebung einfügt. Das passt zur Offenheit und Dialogbereitschaft des Bauherrn: Die islamische Gemeinde Penzberg suchte schon lange vor Beginn der Neubau-Planungen den Kontakt zur Bevölkerung und zu den Politikern. Der Erfolg dieser Bemühungen spiegelt sich in der Schlagzeile einer Lokalzeitung wider: „Moschee wertet Penzbergs Stadtbild auf“.

Das Beispiel der geplanten Moschee in Frankfurt-Hausen offenbart allerdings, dass auch mit dieser Vorgehensweise nicht alle Gräben zu überwinden sind. Die islamische Gemeinde zeigte sich hier ähnlich offen wie in Penzberg, trotzdem lehnen die Anwohner das Projekt nach wie vor ab. Der Politikwissenschaftler Claus Leggewie brachte in seinem Schlusswort einen wichtigen Aspekt zur Sprache: „Die Ablehnung des Islam hat nichts mit Bildungsarmut zu tun, sondern zieht sich durch alle Schichten der Gesellschaft. Integration kann allerdings nur von der Mehrheitsgesellschaft und nicht von Einzelnen geleistet werden.“ Auf beiden Seiten sind noch viele Aufgaben zu erledigen, damit sich Muslime, Anders- und Nichtgläubige von Stereotypen verabschieden und eine sich verändernde Gesellschaft als Realität anerkennen.

In der Fatih-Camii in Pforzheim. Aus der Serie „Moscheen in Deutschland“ von Wilfried Dechau, die während der Tagung gezeigt wurde. Weitere Stationen der Ausstellung: Kassel, KAZ im KuBa, 20. bis 31. August; Berlin, Galerie Aedes, 11. September bis 16. Oktober.

© wilfried-dechau.de